

LAUT UND NAME MITTELALTERLICHER BUCHSTABEN*

Horst Weinstock

Institut für Anglistik
Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule
D 5100 Aachen, BR Deutschland

Der Vortrag verfolgt die Geschichte von Name (nomen) und Lautwert (potestas) der Buchstaben von der analytischen Silbenschrift bis zu Aelfrics Grammatik. Die konsonantischen Akrophone des hebräischen Mikroalphabets bezeichnen Lautbildungsstellen; sie ermöglichen auch polyglotte Transkription und Transliteration. Varro unterteilt die 'Mitlaute' in Konsonanten (KV) und Halbvokale (VK). Die Routineverschriftung des Vokalismus trennt die alphabet-systematischen Namen der Buchstaben von ihren am historisch-morphophonologischen Wandel beteiligten Lauten.

* Ein Abdruck der vollständigen und dokumentierten Fassung erscheint in Linguistik in Deutschland: Akten des 21. Linguistischen Kolloquiums in Groningen, September 1986, Tübingen, 1987, 405-421.

Quellenbefund und Forschungsstand erlauben einen raschen Einstieg und liefern ein klares Bild. Aus semantischen Zeichenschriften mit (zunächst) konkretem Bildsinn und (alsbald) abstraktem Begriffssinn entwickelte sich allmählich eine analytisch-monomorphographische Schreibweise. Der gleichen Lauteinheit entsprach systemgebunden das gleiche Schriftzeichen. Die damals kleinsten Schrifteinheiten umfaßten Silben.

Im frühen 2. Jahrtausend v. schafften ursemitische Schreibmeister den Riesenschritt von analytischer Silbenschrift zu einem rein konsonantischen Buchstabenalphabet. Alle zwei- und zwanzig Buchstaben tragen einen Namen mit lexikalischer Eigenbedeutung und Zahlenwert (Begleittext Nr. 1). Die Akrophone des Mikroalphabets vertreten die hebräischen Buchstabenamen des Makroalphabets als Laut-, Wort- und Zahlenwerte. Die Phonographie des Alphabets können auch nicht-hebräische Sprachen transkribieren und transliterieren. Das echte Alphabet schließt als Einfachsystem allographische Mehrfachbezeichnungen aus. Jeder Buchstabe bezeichnet einen einzigen Lautwert oder eine bestimmte Lautbildungsstelle; jedem Lautwert oder jeder bestimmten Lautbildungsstelle entspricht ein Einzelbuchstabe.

Ob einst durch Zufall oder aus Absicht konsonantisch, haben menschliche Willensfreiheit und sprachgeschichtlicher Sachverstand die Vokallösigkeit nachträglich zweifellos aus

guten Gründen sanktioniert. Bereits Genesis 2.19-20 schildert das Sprach- und Sprechvermögen als Gottesschöpfung, den Sprachbau und die Sprachverwirklichung aber als Menschenwerk. Entsprechend der menschlichen Doppeltätigkeit tragen Mensch und Menschenwerk die Züge von Körperlichem einerseits und von Geist und Seele andererseits. Das Laut- und Schriftgerüst der konsonantischen Grundlaute oder Radikale verkörpert die primäre, lexikalische, statische oder Speicherform eines Wortes, die natürliche, traditionsverpflichtete, bleibende und wiederkehrende Wortbedeutung, den potentiellen Rahmen oder die Kompetenz, das sakrosankte zeitliche Vermächtnis aus dem überzeitlich Ewigen. Dem Wesen nach archiphonemisch und ohne phonematische Gegensätze von Verschluss- oder Reibelaut, von Länge oder Kürze, hüten die allophon konsonantischen Grundlaute als Diener, Wächter, Stallwachen oder Statthalter das feste und beständige Gefüge der Sprechwerkzeuge und ihrer Artikulationsstellen. Die unveränderliche konsonantische Trilateralität jedes Wortstammes bestimmt seine Lexikalbedeutung. Den grammatischen Kontextualsinn der Worte im Satz konstruieren die morphemophon funktionalen Vokale. Der verstandesbeherrschte, für alle möglichen Sprecher konventionalisierte Geist segmentaler Vokalisierung und die gefühlstragende, von den einzelnen Sprechern aktualisierte Seele der suprasegmentalen Betonung oder Kantillation schöpfen die sprachliche Ausdruckskraft voll aus. Die von Vokalen tönende Stimme wirkt, belebt, beseelt, durchgeistigt und vollendet die menschliche Rede, Erst die (gesprochen) eindeutige Vokalisierung prägt den (geschrieben) uneindeutigen Konsonantismus. Vokale artikulieren den vergewärtigten Kontextualsinn und koartikulieren den überzeitlichen Pausal- oder Lexikalsinn. Der Verzicht auf vokalisierte Schreibweise sichert dem Hebräischen stets aufs neue schöpferische Sprachimpulse aus dem Zwang der Traditionsverpflichtung gegenüber der Vergangenheit und der Freiheit zum Überdenken in der Gegenwart. Textverständnis fordert einen Sprachvollzug aus der Geisteshöhe des Eindenkens und der Seelentiefe des Einfühlens.

Seit dem 10. oder 9. Jahrhundert v. drang das (nord)semitische Alphabet über die Phöniker zu den Griechen. Übereinstimmung oder

Weinstock 3/4

Ähnlichkeit in Buchstabengestalt, Buchstabenfolge, Buchstabenamen und (vorerst linksläufiger) Schreibrichtung schließen eine beweiskräftige Kette (Begleittext Nr. 2).

Daß trotz der Übernahme der äußeren Form die Anverwandlung der inneren ausblieb, bekunden zwei Tatsachen: Erstens neigen die griechischen Buchstabenamen zur Standardisierung des langen betonten Endvokals -ī oder -ȳ für Einsilber und des kurzen und unbetonten Endvokals -ā für Zweisilber. Zweitens tragen die griechischen Buchstabenamen keine Eigenbedeutung mehr. Eine gewisse Sinndeutung erhellt allenfalls noch aus den Zusatzbuchstaben epsilon, omikron, ypsilon, omega mittels der Merkmalsangaben mikron 'klein, kurz', mega 'groß, lang' und psilon 'einfach, d.h. monophthongisch'.

Die Griechen ergänzten das konsonantische Alphabet des Hebräischen durch Āleph, Hē, Wāv, Jōd, Ayin um deren akrophone Lautwerte a e u i o. Die routinemäßig verschriftete Vokalisierung kostete im Grunde einen hohen Preis. Die lineare Festschreibung der Vokalbuchstaben zwängte die akustisch modulationsfähige Stimmtönung in starre Gewohnheitsparadigmen. Leser/Sprecher und Hörer/Schreiber vollziehen fortan den segmentalen und suprasegmentalen Konstruktionssinn über die normative Optik des Vokalalphabets. In anderen Worten: die Vokalschreibung aus Gewohnheit hatte Aussprache von Schreibung, potestas von nomen und figura, Transkription von Transliteration getrennt.

Nachplatonische griechische Sprachphilosophen achteten vornehmlich auf die Identifikation des Gemeinten. Das verlagerte den Blick von hör- oder sichtbaren äußeren Sprachformen auf die inneren des Begrifflichen. Immerhin verdankt die historische Phonologie griechischen Einsichten in sprachliche Erscheinungsbilder die dreifache Unterscheidung zwischen Buchstabenname (onoma), seinem phonographischen Wert (character/schema) und seiner phonetisch-allophonischen Lauttönung (dynamis/ekphonesis).

Die Rudimente römisch-alphabetischer Schriftniederschläge im 7. Jahrhundert v. entstammen kümmerlichen Anfängen, in die sie in Abständen wieder zurückversinken. Immerhin festigte sich schon bald die Schreibrichtung von links nach rechts.

Die dreiundzwanzig Buchstaben des lateinischen Alphabets vereinten semitisch-griechisch-etruskische Schriftvorbilder und -gepflogenheiten. Alle etruskisch-römischen Buchstabenamen bildeten einheitlich Einsilber (Begleittext Nr. 3). Die meisten Konsonantennamen lauteten auf kurzes ē-an oder auf langes -ē aus. Wie griechisch pi oder phi und lateinisch ef oder pē lehren, begannen nachhebräische Alphabete Laute statt Lautbildungsstellen zu bezeichnen.

Die lateinischen Buchstabenamen blieben Fremdkörper ohne eigene Wortbedeutung und

Zahlenwert, unveränderlich auch nach Fall und Zahl. Mehr als je zuvor in der Geschichte analytisch-phonetischer Schreibweise deckten sich Buchstabenname und Lautwert. Die Akrophone des Mikroalphabets klangen sogar mit ihren Buchstabenamen im Makroalphabet völlig gleich. Außerhalb des Gewohnheitssystems und der Bedeutungsfunktion von Eigennamen gehorchten die Vokalanteile der Buchstaben sogar dem regelmäßigen diachronischen Lautwandel, vorerst in der Lautgestalt dominanter Allophone unter dem Hauptton in offenen Silben und alsbald phonemisiert. Die Eignung analytisch-alphabetischer Schreibweise für Ausspracheschreibung und Lauttranskription schwand dahin.

In der Blütezeit römischer Grammatik zeichnete Varro (116-27 v.) für einen auf Jahrhunderte folgensweren Rückschritt verantwortlich. Vermutlich nach griechischen Quantitätsunterschieden oder nach dem etruskischen Vorbild der silbenfähigen Dauerlaute f l m n r s und des griechischen xi zum lateinischen Spiegellaut ix sonderte Varro Halbvokale von den übrigen Konsonanten aus (Begleittext Nr. 4).

"[...] consonantes ab e debere incipere, quae semivocales sunt, et in e debere desinere, quae mutae sunt."

Varros Riesenschritt in die falsche Richtung hielt zwei phonologisch gleichartige Buchstabenengruppen für verschiedenartig. Dennoch bürgerte sich Varros Nomenklatur rasch ein und lebt bis heute fort (Begleittext Nr. 5).

bē cē dē ēf gē ĩl ĩm ĩn pē ĩr ĩs tē ōx/ix.

Grammatiker des 2., 3. und frühen 4. Jahrhunderts schrieben ihre Vorbilder (nicht selten wörtlich) aus. Grammatiker des 4. bis 6. Jahrhunderts erwarben sich große Verdienste, indem sie die römische Grammatik und ihr Kapitel "De lit(t)eris" überlieferten und verbreiteten. Das rund tausendjährige Lateinische Mittelalter hindurch gelangte keine Grammatik so nachhaltig zu Anerkennung, Umlauf, Ansehen, Tradition und Bewunderung wie der 'Donat'.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts kanonisierte der spätrömische Grammatiker Donatus, der Lehrer des Hieronymus, einerseits die häufigste Abfolge der Lehrabschnitte vox - lit(t)era - syllaba - dictio und andererseits gewisse Grundansichten über 'Buchstaben'. In der Lautlehre (vox, littera) wiederum bildete die Kunst lauten Vorlesens (lectio) eine vordringliche Aufgabe für die Beherrschung der grammatischen Tugenden von scribere, legere, intelligere, probare.

Donatus und seine frühmittelalterlichen Nachfolger grenzten die geistig verständliche und in Buchstaben verschriftbare Stimme des vernunftbegabten Menschen (vox articulata) ab gegen das Unverständliche an Schall und Geräuschen der Tiere und Dinge (vox inarticulata sive confusa). Trotz des bereits fortschrei-

tenden Problembewußtseins für das Neben- oder Gegeneinander zwischen gesprochener Minimal-einheit (elementum) und geschriebener (littera) reichte Donatus die mangelnde Begriffstrennung weiter und gebrauchte littera zur phonischen sowie zur graphischen Beschreibung. So schlich sich die begriffliche Unschärfe auch in seine verdienstvolle Wiedererweckung der Lehre von den drei Eigenschaften der Buchstabenlaute gegenüber den Schriftbuchstaben ein (Begleittext Nr. 6). Praktisch nämlich bezeichnet nomen weiterhin den gesprochenen Buchstabenname, figura die geschriebene Buchstabengestalt und potestas seinen Lautwert samt der allophonischen Varianten.

Varros Unterscheidung der Buchstaben in Vokale (V: a e i o u), Konsonanten (KV: b c d g [h] k p q t und Halbvokale (VK: [f] l m n r [s x]) erfuhr durch Donatus ihre Begriffsbestimmung auf Jahrhunderte (Begleittext Nr. 7). Wie Varro billigte auch Donatus allein dem Typ Konsonant-plus-Langvokal (KV) Silbenstatus zu und systematisierte zugleich den stets gleichen prothetischen Kurzvokal der sieben Halbvokale anstatt ihres eigentlichen Konsonanten (naturalis sonus).

Macht der Gewohnheit verwehrt dem Systembruch im unphonetischen Alphabet die Heilung. Routine und unkritische Grammatiktradition störten das Wesen einer analytisch-phonetischen Schreibweise, sprengten die akrophone Entsprechung zwischen Lautwert und Buchstabenname sowie die Möglichkeit zur Verfahrensgleichheit bei polyglotter Transkription und lateinischer Transliteration. Donatus schob das nicht aufgehobene Problem künftig unentbehrlicher Lautumschrift auf, reichte es an seine mittelalterlichen Nachfolger weiter - ungelöst, aber immer gewohnheitsvertrauter und unverdächtiger.

Erst Priscian um die Wende zum zweiten Viertel des 6. Jahrhunderts bemerkte einige verbesserungsfähige Begriffsbestimmungen. Er erblickte das Wesen der Halbvokale im auslautenden Konsonanten selbst (Begleittext Nr. 8). Über die theoretische Einsicht hinaus, hielt Priscian allerdings praktisch am eingespielten Systembruch fest.

Scharf hingegen hob Priscian das Wesen mikroalphabetisch analytisch-phonetischer Schreibweise durch Absicherung des am Buchstaben Unteilbaren (individuum) und des durch Stimme Verbindenden (compositum) hervor sowie die Trennung von geschriebenem Buchstaben (lit(t)era) und gesprochenem (elementum). Priscian brach mit Varros Deutung der figura als Lautgestalt und Teilstrecke der vox.

Wie kraftvoll Geist und Seele des Sprechenden segmental und suprasegmental in den (eben vokalischen) Sinn- und Starktongipfeln ertönen, veranschaulicht sein Leib-Seele-Vergleich zwischen Konsonanten und Vokalen (Begleittext Nr. 9). Priscian verstand die kleinsten Laut- und Schrifteinheiten als Bindeglieder des

Redeflusses, die beim stimmlichen Abruf dynamisch und koartikulatorisch über sich selbst hinauswachsen. Mit Diomedes leitete er littera aus legitera für legendi iter 'lauter Leseweg' her. Das erhob potestas vom ungesättigten Lautwert zum gesättigten Füge- oder Ausdruckswert.

Isidor von Sevilla (560?-636) schärfte das Grammatikbewußtsein für analytisch-phonetische Schreibweise nur unerheblich. Doch besann sich der Spanier auf die einstige Herkunft der griechischen und lateinischen Buchstaben von den Hebräischen.

Auf der Insel erfragte Tatwine (?-734) in seinem Rätsel "Versus de nominibus litterarum" zweifellos einsilbige Buchstabenname, das heißt lateinische. Er versteht littera als figura 'Schriftgestalt' der Vokale bzw. der konsonantischen soni naturales, das heißt der potestas.

Ein weiteres Rätsel hebt an (Begleittext Nr. 10):

"Innumerae sumus, et simul omnes quaeque sonamus. / Vna loqui nequit."
Unzählbar gelten die 'gesprochenen' Buchstaben wegen der Biphonie von <i>/i,j/</i> und der Triphonie von <u>/u,v,w/</u>. Zusammen ertönen sie als alphabetisches Pausalsystem und beim Kontextualgebrauch in Silbe, Wort und Satz. Ein Buchstabe allein redet nicht, weder mit Eigenbedeutung des Buchstabenname (nomen) noch des akrophonen Lautwerts (potestas). Stets eignet dem Buchstaben der Redefluß der Stimme (vox).

Beda Venerabilis (673-735) berief sich wiederholt auf Varro und die lateinischen Kirchenväter. Zum Vergleich zog er ausschließlich das Griechische heran. Im Rahmen einer Orthographia wohlberechtigt, hafteten Bedas Blicke am Schriftbild. Daß Beda in einer Zeit fortschreitend uneinheitlicher Einzelsprachen die Pflege einheitlicher Buchstabenschreibweise(n) regeln wollte, überrascht wenig. Mehr überrascht, daß seine Auseinandersetzung mit dem geschriebenen Buchstaben (figura) zwar noch dessen gesprochene Seite erwähnte, aber sich jeder lautlichen Aussage enthielt. Das verrät 'beiläufig', wie die Unterscheidung zwischen einsilbigem Buchstabenname (nomen) und fast deckungsgleichem Lautwert (potestas) achtlos in Vergessenheit geriet.

Mit Bonifatius (675?-754) verbindet die Überlieferung die festländische Verbreitung einer Art 'insularer' Geheimschrift. Ohne Nennung der Zeichennamen verlagerten die verschiedenen Punktzahlen und ihre Anordnung den Blick vom Verhältnis zwischen Buchstabenname (nomen) und Lautwert (potestas) vorübergehend auf Schriftbild oder Buchstabengestalt (figura) und Lautwert (potestas). Die Geheimschreibweise ersetzte Vokalbuchstaben entweder durch Punktation oder durch den jeweils alphabetisch nächsten Folgekonsonanten (Begleittext Nr. 11):

(1) a = : e = : i = . o = :: u = ::

(2) a = b e = f i = k o = p u = x

Bonifatius (1) B::N:F:C::S

(2) Bpnkfbckxs.

Ob in mißdeuteter Nachahmung oder aus zufälliger Erfindungsähnlichkeit, fällt an beiden (auch festländischen) Vokalschreibweisen eine Wesensnähe der Geheimschrift zu hebräischen Schreibgepflogenheiten seit dem 6. Jahrhundert n. auf. Die Punktatoren drückten Vokale durch ein bis fünf unter- oder übergesetzte Punkte aus (Begleittext Nr. 12).

Die von Palatal- nach den Velarvokalen hin angeordnete Punktation bezeichnet segmental-syntagmatisch (also rein phonisch) mittels Vorkonsonanz; der Ersatzkonsonant bezeichnet alphabetisch (und rein graphisch) mittels Nachkonsonanz. Im Gegensatz zur graphischen Art der Geheimschrift wahrt die analytisch-phonische Punktenschreibweise deren Lautübergänge (Transienz). Das erleichtert sinngemäßes Lesen, fordert aber (wie schon das Hebräische) vertieftes Textverständnis durch kritische Neubestimmung auf den Nachvollzug sach- und lautgerechter Lesung (lectio).

Alkuin (735?-804) betrachtete Sprache vor allem in seiner Grammatica und Orthographia. Er verstand den Buchstaben als kleinste Teileinheit einer ganzheitlichen lectio. Dem prudens lector oblag es, Geschriebenes lesend und sprechend geistvoll ins Leben zu rufen, auf Wohlklang (euphonia) und Trennschärfe (differentia/distinctio) zu achten (Begleittext Nr. 13).

Alkuin versetzte sich tief in die hebräische Tradition der mittlerweile mit ihren Lautwerten praktisch deckungsgleichen lateinischen Buchstabenname. Nach Ausweis von De Rhetorica et de Virtutibus vernahm Alkuin phonetisch-etymologisch-semantiche Exegese den totgeschriebenen Vokalsinn aus dem Geist und Mund des prudens lector. Wie nur wenige Gelehrte nach Cassiodor, erkannte und betonte Alkuin in Ars Grammatica und De Litteris Colendis den hohen Wert der Buchstabenpflege. Ungenaueres Sprechen, Ablesen, Schreiben oder Abschreiben von Buchstaben verfälschen den Schriftsinn.

Rund dreihundert Jahre später lehrte Aelfric (955?-1020) noch einmal aus Donatus den Abschnitt "De Littera" unter lateinischer Überschrift in nunmehr heimisch-spätwestsächsischer Sprache. Wie Donatus nannte Aelfric den Buchstaben se læsta dæl (pars minima) und mit Priscian untōdæledlice (id quod dividi non potest). Wo aber Priscian die Unteilbarkeit und das Verhältnis zwischen phonisch/phonemischen und graphisch/graphemischen Einheiten besonders hervorhob, fehlt es Aelfrics Ausdrucksweise an Unmißverständlichkeit (Begleittext Nr. 14).

Aelfric, der von Buch über Satz, Wort, Silbe zu Buchstabe segmentiert, meint mit Entzweigen im Sinne der Anecdota Helvetica

weder Diphthong noch Digraph. Er sieht den Identitäts- und Identifizierungsverlust beschädigter Buchstaben, die Wesenszerstörung, ohne die sich die Schriftgestalt (figura) eines Buchstaben nicht ablesen oder erkennen läßt. Denn im übrigen hielt Aelfric an den drei Buchstabeneigenschaften des Donatus so eng fest, daß er weiterhin die Schriftgestalt des Buchstaben nicht gegen seine Lautgestalt abgrenzte (Begleittext Nr. 15). Getreu seiner Quelle, bezeichnete Aelfric die Vokale als tönend (clypiendlice), die Konsonanten als mitlautend (samod swegende) und die Halbvokale als halbtönend (healfclypiende). Typologisch hallte die Varronische Trennung in Halbvokale des Typs Kurzvokal-plus-Konsonant und in Konsonanten des Typs Konsonant-plus-Langvokal wider.

An je einer Stelle seiner lateinischen "Praefatio" und seines altenglischen "De littera" zögerte Aelfric, lateinische Begriffsbestimmungen der Grammatik auf angelsächsische Spracherscheinungen zu übertragen (Begleittexte Nr. 16 und 17). Noch immer scheiterte das theoretisch-begriffliche Unterscheidungsvermögen an der praktischen Umsetzbarkeit. Weder Hrabanus Maurus noch Otfrid von Weissenburg noch auch der Angelsachse Aelfric vermochten die analytisch-alphabetische Schreibweise des Lateinischen Mittelalters auf germanische Lauttönung zu übertragen oder das phonemographemisch eigenständige Struktur-system zu beschreiben. Vor dem Vergleichsmaßstab lateinischer Literate zählten Transliterate aus dem Hebräischen, Griechischen, Keltischen und Germanischen als illiterat. Anders als dem ostkirchlich Griechisch-Kyrrillischen haftete dem Hebräischen, Ogham-Keltischen und Runen-Germanischen der Verdacht unerwünschten Kultes an.

Der weitere Verlauf zeichnet sich bereits klar ab. Erst Roger Bacon schärfte das Bewußtsein und leistet neue Denkanstöße für die sprachliche Betrachtung der analytisch-alphabetischen Trias aus Buchstabenname (nomen), Lautwert (potestas) und Schriftgestalt (figura).